

Zur Rolle des Schmerzes bei der Konzeptualisierung eines Körperbegriffs: körpersoziologische Reflexionen einer jugendlichen Körperkultur

Liebsch, Katharina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Liebsch, K. (2008). Zur Rolle des Schmerzes bei der Konzeptualisierung eines Körperbegriffs: körpersoziologische Reflexionen einer jugendlichen Körperkultur. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 1765-1773). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-152429>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Zur Rolle des Schmerzes bei der Konzeptualisierung eines Körperbegriffs

Körpersoziologische Reflexionen einer jugendlichen Körperkultur

Katharina Liebsch

1. Vorbemerkungen

Gegenstand der folgenden Ausführungen – der Titel deutet es an – ist ein Phänomen, welches die Körperkulturen und die Stilisierungen des Körpers von Jugendlichen und auch von Erwachsenen begleitet, nämlich den Schmerz bzw. Schmerzen.

Das Thema ist von Interesse, weil viele Formen der Gestaltung und »Entgrenzung« von Körperlichkeit, man denke an sportliche Höchstleistungen, Schönheitsoperationen oder Tätowierungen, mit Schmerzen verbunden sind. Wenn Körperlichkeit zwischen Natur, Technik und Kultur neu inszeniert, gestaltet und erlebt wird, ist der Schmerz nicht weit. Körperliche Veränderungen tun meistens weh.

Auch veranschaulicht der Schmerz, dass Körperlichkeit zwischen Natürlichkeit und Kulturalisierung angesiedelt ist. Einerseits sind Schmerzen ein drastischer Indikator der Körpernatur. Andererseits können sie kulturell, zum Beispiel durch Betäubungsmittel, überwunden werden.

Schmerz ist ein Schnittstellenphänomen. Er zeigt an, dass man über den Körper nicht sprechen kann, ohne das Verhältnis und die Unterscheidung von Natur, Technik und Kultur zu thematisieren.

Die Betrachtung und die Problematisierung der Unterscheidung von »Natürlichkeit« und »Kultürlichkeit« des menschlichen Körpers kann, so möchte ich behaupten, als der theoretische Kern einer jeden Betrachtung von Körperkulturen und Stilisierungen des Körpers angesehen werden. Um beschreiben zu können, was genau sich im Umgang mit dem Körper verändert, worin das Neue der kulturellen Körper-Praktiken besteht, bedarf es eines Verständnisses, oder einer These zum Verhältnis von Natur und Kultur im verwendeten Körperbegriff.¹

¹ Begriffe und Theorien zum Thema Körper aber lassen, so meine Einschätzung der einschlägigen Literatur, zweierlei im Unklaren: Erstens ist nicht ausgearbeitet, wie das Verhältnis von menschlicher Gattung und menschlicher Individualität begrifflich gefasst werden kann, ohne dass entweder die Individualität eines Leib-Seins in der Gattungsgemeinheit verschwindet oder umgekehrt die Gattungsgemeinheit eines Körper-Habens der Vereinzelung einer individualisierten Betrachtungsweise geopfert wird. Zum zweiten kann sowohl begrifflich rekonstruktiv wie auch konstitutions-

Deshalb können auch jugendsoziologische Beschreibungen neuer Körperkulturen und Körperstilisierungen nicht auf die Klärung des Problems verzichten, wie wir über den Körper reden können. Auch hier bedarf es der Rekonstruktion des Verhältnisses von Wissen über den menschlichen Körper und seinen Lebenswelten. Aber wen fragt man, was beobachtet man, wenn man über Körperstilisierungen forscht? Und wie gestaltet sich dabei das Verhältnis von Sprache und Sprechen? Inhaltlich stellt sich die Frage nach dem Referenzproblem. Worauf greifen wir zurück, wenn wir »den Körper« beschreiben? Auf die Biowissenschaft, die Medizin, auf die Anthropologie? auf sozialwissenschaftliche Körperkonzepte?

Mit diesen Vorbemerkungen will ich den Rahmen meines Themas zumindest andeuten und zugleich mein Vorgehen abstecken. Ich werde zuerst eine spezifische körperkulturelle Praktik beschreiben, zweitens ein dieser Beschreibung zugrunde liegendes begrifflich-theoretisches Verständnis von »Körper« skizzieren und drittens schließlich darüber nachdenken, welche gesellschaftlichen Fragen und Problemlagen Jugendlicher und Erwachsener in dieser Körperkultur thematisiert werden.

Mein Beispiel bezieht sich auf eine Praktik dessen, was im englischsprachigen Raum unter der Rubrik »Body Modification« thematisiert wird (vgl. Featherstone 2000). Es geht um das »Ritzen«, eine Form körperlicher Selbst-Verletzung, die derzeit unter Jugendlichen zunimmt, aber auch von Erwachsenen praktiziert wird.

Ritzen ist die absichtlich und willentlich herbeigeführte Verletzung des eigenen Körpers mit Rasierklingen oder Nadeln, also eine Technik, die nicht der Heilung, der Optimierung, der Verschönerung oder der Leistungssteigerung des Körpers dient, sondern die neue Verfügbarkeit des Körpers radikal auf sich selbst bezieht, indem sie das Recht auf Selbstverletzung und Selbstzerstörung einfordert.

Mein Interesse gilt also der Veranschaulichung einer körperkulturellen Praktik, die an den Rand der Gesellschaft verschoben ist, psychiatrisiert und pathologisiert ist und sich einer gängigen Medikalisierung wie auch dem Anspruch einer Optimierung durch die Medizin- und Biotechnologie versperrt. Gegen das Ritzen helfen Psychopharmaka nicht wirklich, Gentests sowieso nicht und auch keine disziplinierenden Regulative, wie zum Beispiel verhaltenstherapeutische Maßnahmen.

Auf der Ebene der reinen Erscheinung, des Phänomens, ist Ritzen eine spezifisch kulturalisierte Variante von Leiblichkeit und eine radikalisierte Umgangsform mit Schmerz. Personen, die sich ritzen, werfen die Frage nach dem Selbstbestimmungsrecht auf und suchen nach Möglichkeiten, sich als Person durch eine körperliche Grenzerfahrung zu thematisieren. Indem sie die Erfahrung und das Erleben von Schmerz bei der Selbstverletzung transzendieren, unterwerfen sie den Körper,

theoretisch argumentiert werden, wenn Fragen nach dem Körper aufgeworfen sind. Ein Satz wie »Der Körper ist (...)« ist entweder eine Ding-Eigenschaftsbehauptung oder eine relativierende Rekonstruktion verschiedener Redeweisen.

machen sich von ihm unabhängig. Da diese körperkulturelle Praktik so stark um das Gefühl und das Erleben von Schmerz organisiert ist, kurz einige Überlegungen zum Thema Schmerz.

2. Was ist »Schmerz«?

Das moderne Denken hat uns an den Gedanken gewöhnt, dass unsere Bewusstseinszustände mit Objekten der äußeren Welt verknüpft sind. Wir haben nicht einfach Gefühle, sondern Gefühle *für* jemanden oder etwas, Liebe *zu* jemandem, Angst *vor* jemandem. Der Schmerz besitzt im Unterschied zu den meisten anderen inneren Zuständen keinen Referenten. Er ist nicht von oder für etwas. Das entscheidende Moment des Schmerzes ist seine Gegenwärtigkeit. Und gerade weil er kein Objekt hat, widersetzt er sich mehr als jedes andere Phänomen der sprachlichen Objektivierung.²

Umgekehrt ist bekannt, dass Schmerz gebändigt werden kann, wenn er in eine objektivierende Gestalt verwandelt werden kann. So berichtet zum Beispiel Claude Lévi-Strauss von der beruhigenden Kraft der Symbolisierung bei Geburtsvorgängen. Häufig wird Schmerz umschrieben, in eine »als ob«-Beschreibung gefasst: Es fühlt sich so an, als ob mich ein Hammer im Kreuz träfe. Dabei ist festzuhalten, dass physischer Schmerz nicht identisch ist mit Verletzung oder einem Verursacher und oft fehlt es überhaupt an solchen identifizierbaren äußeren und inneren Ursachen, doch die Sprache nimmt diese Dinge als Referenten, weshalb wir sie häufig heranziehen, um Schmerzempfinden anzudeuten.

Die Kulturwissenschaft geht – allgemein gesprochen – davon aus, dass Schmerz als verkörperte und diskursive Praxis über entsprechende kulturelle und soziale Prozesse, im Spannungsfeld von Sozialstruktur, Ritual, Medizin und Macht, zu konzeptualisieren ist. Ich möchte mich dem Phänomen Ritzen nähern, indem ich die kulturellen Praktiken in diesem Spannungsfeld von Sozialstruktur, Ritual, Medizin und Macht beschreibe.

² So führt zum Beispiel Scarry (1992: 30) aus: »Der körperliche Schmerz ist nicht nur resistent gegen Sprache, er zerstört sie; er versetzt uns in einen Zustand zurück, in dem Laute und Schreie vorherrschen, deren wir uns bedienen, bevor wir sprechen lernten«.

3. Ritzen als körperkulturelle Praktik von Jugendlichen und Erwachsenen

Sozialstruktur: Wer ritzt?

Interviews, die wir mit Patientinnen von jugendpsychiatrischen Abteilungen verschiedener Einrichtungen und Kliniken in Oberschwaben geführt haben, zeigen, dass das Ritzen primär ein Phänomen weiblicher Jugendlicher ist, die wiederholt Unterarme, Oberschenkel oder ihren Bauch mit Rasierklingen, Nadeln oder Schreibwerkzeugen verletzen bzw. gestalten, das heißt, Symbole, Wörter oder Bilder in die Haut ritzen. Die psychiatrische Fachliteratur verdeutlicht, dass das Ritzen quer durch alle Sozialgruppen und Altersgruppen verteilt ist, zum Teil über Jahrzehnte hinweg als regelmäßige, teilweise tägliche Praxis existiert. Die meisten Ritzer kommen aus Familien, in denen Regeln instabil sind und Werte und Prioritäten wenig kontinuierlich sind. Viele sind in ihrer Kindheit sexuell missbraucht worden, haben eine wichtige Bezugsperson durch Tod oder Trennung verloren und beschreiben ihre Kindheit und Jugend als »Elend« (Graff/Mallin 1969; Favazza 1996; Strong 2002).

Es gibt sowohl erwachsene Personen, die seit Jahrzehnten ritzen, und diese Handlung als zu ihrem Leben gehörig begreifen als auch Jugendlichen, die das Ritzen testweise, als Probehandeln aus Langeweile vornehmen.

Ritual: Wie vollzieht sich das Ritual der Selbstverletzung?

Der Akt der Selbstverletzung vollzieht sich heimlich und automatisiert. Der Umfang und die Tiefe der Verletzung werden zumeist nicht geplant. Viele begreifen ihre Selbst-Verletzung als eine Art Sucht, als »das Einzige, was hilft«. Das eigene Erschrecken über die Menge an Blut und das Ausmaß der Wunden wird meistens als Zeichen der Lebendigkeit gedeutet. Zum Ritual gehört auch, dass andere die Selbstverletzung als empörend, schockierend und grenzverletzend begreifen. Unverständnis auf Seiten der Eltern, Freundinnen und Ärzte gehören dazu und werfen die Ritzerinnen einmal mehr auf sich selbst zurück.

Medizin:

Die Medizin und Psychologie haben das Ritzen lange Zeit als eine Form der Obsession und des Masochismus oder als misslungener Selbstmordversuch gedeutet. Die ersten größeren Untersuchungen der 1960er Jahre kommen aus den USA und ver-

deutlichen demgegenüber, dass Ritzen eine Art der Kontrolle und Problemgestaltung ist, in denen die Ritzer bekannte Rollen ihrer Kindheitsgeschichte übernehmen: Das verlassene Kind, der physisch beschädigte Patient, das missbrauchte Opfer, der dissoziierte Zeuge von Gewalt und Selbstzerstörung und den aggressiven Täter.

Die Hirnforschung und die Psychobiologie gehen davon aus, dass schwere Traumatisierungen die Struktur und die Chemie des Gehirns und anderer Körpersysteme, die bei der Stressregulierung mitwirken, verändert und gegebenenfalls für die Erzeugung intensiver Angst- und Aggressionszustände, wie auch für Gefühle der Leere und Sinnlosigkeit verantwortlich sind. Aus dieser Perspektive wird das Ritzen als eine Art Trauma-Reenactment verstanden und durch die Vergabe von Psychopharmaka reguliert. Diese Forschungsrichtung unterstützt auch die Vorstellung vom Ritzen als suchttähnlichem Verhalten. Der durch die Verletzungen bedingte Stress sorgt für den Ausstoß körpereigener Opiate und das Gefühl von Beruhigung und Schmerzfreiheit (an der Kolk/Greenberg u.a. 1985: 320).

Macht: Ritzen als Versuch der Selbst-Ermächtigung

Unsere Interviews zeigen, dass in der Praktik der Selbstverletzung Schuld- und Stressgefühle ausagiert werden. Ritzen bedeutet, nicht untätig zu bleiben, sondern sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen und für sich selbst zu sorgen. Ritzen wird beschrieben als Akt der Reinigung: »Es ist wie Kotzen. Du fühlst dich krank und brichst alles raus«.

Es wird auch beschrieben als Akt der Kontrolle. Narben und Verletzungen werden versteckt und die Ritzerinnen geben vor, dass alles in Ordnung ist. Sie helfen sich selbst. Sie geben ihren inneren Gefühlen Ausdruck, bringen sie in eine Form der physischen Kommunikation, in eine Art von Körpersprache.

Es geht in den Erzählungen der Personen, die sich selbst verletzen, nicht darum, Schmerzen zu erzeugen, sondern sich Erleichterung vom Schmerz zu verschaffen, sich selbst durch eine Art ritueller Geißelung des Körpers zu beruhigen. Ritzen ist eine Art mit einem inneren Schmerz umzugehen, der so stark ist, dass er an die Oberfläche gebracht werden muss.

Ritzen ist ein Beispiel dafür, dass körperliche Schmerzen nicht wahrgenommen und symbolisch veräußert werden können. Narben, wie auch Blut, sind hochgradig symbolisch. Narben sind historische Zeichen, besonders dann, wenn man seiner eigenen Erinnerung nicht ganz trauen kann. Sie sind eine dauerhafte, körperliche Erinnerung an nicht nur Schmerz und Verletzung, sondern auch an Heilung. Sie erinnern daran, dass der Kampf noch andauert und noch nicht verloren ist.

4. Welcher Körper? Versuch einer Theoretisierung

Die hier beschriebene körperkulturelle Praxis ist maßgeblich davon bestimmt, dass über den Umgang mit Schmerz *Begrenzungen und Entgrenzungen* des Körperlichen bearbeitet werden. Ein begrifflich-theoretisches Verständnis von Körperlichkeit sollte von dieser Besonderheit nicht abstrahieren und Anknüpfungspunkte hierfür lassen sich finden in der Philosophischen Anthropologie Helmut Plessners, die den Körper als ein spezifisches »Verhältnis eines begrenzten Körpers zu seiner Grenze« (Plessner 1975: 103) versteht.

Plessner weist in *Die Stufen des Organischen und der Mensch* darauf hin, dass die Erfahrung menschlicher Körperlichkeit an eine doppelte Reflexivität gebunden ist: Jeder Mensch *lebt* nicht nur *ein* Leben, sondern er weiß zugleich darum, dass er nur *im Vollzug* eines Lebens leben kann, und er weiß weiter darum, dass *er* es ist, der im Vollzug eines Lebens *sein* Leben lebt.³

Ein solches Wissen darum, dass der Mensch schon immer das sei, was er erst werden muss, fordert dazu auf, sich den Vollzügen des je individuellen Lebens zuzuwenden, das heißt, hier sind empirische Beschreibungen nötig.

Mit Plessners Bestimmung des Menschen lässt sich das Besondere der menschlichen Körperlichkeit als eine Balance zwischen dem Transzendentalen *und* dem Phänomenalen beschreiben. Das menschliche Erleben ist angesiedelt zwischen Exzentrischem und Positionalität, zwischen der Möglichkeit und Fähigkeit zur Distanz und zur Reflexion einerseits und einer Expressivität, Resonanz und Unmittelbarkeit, als, wie Plessner formuliert, »grenzrealisierendes Ding« andererseits. Plessner spricht von der »vermittelten Unmittelbarkeit« und will darauf hinweisen, dass es ein Bewusstsein des diskursiv Vorgerahmt-Seins gibt. Er beschreibt eine konstitutionelle Differenz eines Körpers, den Menschen von außen anschauen und unter Kontrolle zu bringen suchen und einem Leib, den sie selbst erfahren. Mit dem Begriff der Positionalität als »grenzrealisierendes Ding«, die die verschiedenen Ausdrucksformen der Körperlichkeit und Lebendigkeit als Kennzeichnungen an seiner Grenze hervorbringt, ist, so lese ich Plessner, ein Körper-Begriff wie auch ein Leib-Begriff gegeben, der zwar auf Natur als Ursprung verweist, aber niemals als Natur in Erscheinung treten kann. Positionalität als Hinweis auf physische Körperlichkeit meint immer Abstand zum Ausdruck im Ausdruck zu haben. Positionalität thematisiert Arbeit an der Grenze des Organischen. Positionalität ist empirisch beschreibbar in

³ »Als exzentrisch organisiertes Wesen muß er sich zu dem, was er schon ist, erst machen. Nur so erfüllt er die ihm mit seiner vitalen Daseinsform aufgezwungenen Weise, im Zentrum seiner Positionalität - nicht einfach aufzugehen, wie das Tier, das aus seiner Mitte heraus lebt, auf seiner Mitte alles bezieht, sondern zu stehen und so von seiner Gestelltheit zugleich zu wissen. Dieser Daseinsmodus des seiner Gestelltheit Stehens ist nur als Vollzug vom Zentrum der Gestelltheit aus möglich. Eine derartige Weise zu sein ist nur als Realisierung durchführbar« (Plessner 1975: 383f.).

Raum, Zeit und Ort. Wenn Menschen sich zu dem machen müssen, was sie immer schon sind, erfahren sie sich und andere am eigenen Leib und sind für ihre Körper zuständig, können sie gegenständlich betrachten und verwenden. Empfindungen und Wahrnehmungen der Leiblichkeit, die gern als Quelle der Naturhaftigkeit angesehen werden, sind aus dieser Perspektive immer geleitet durch eine soziale und kulturalisierte Beschreibung der Gegenständlichkeit des Körper-Habens.

Am Phänomen des Schmerzes kann, so gesehen, eine leibliche Erfahrung zur Bestimmung des Körper-Begriffs genutzt werden. In Anlehnung an Plessner kann das leibliche Spüren von Schmerz als eine Form der »Grenzrealisierung« verstanden werden, also als ein Phänomen, an dem sich Deutungen und Vorstellungen von Körper als grenzrealisierende Arbeit sichtbar machen lassen. Durch den grenzrealisierenden Schmerz wird sowohl Selbst-Wahrnehmung als auch Selbst-Zerstörung und Selbst-Auflösung möglich. So ist das Wissen um die potenzielle Verletzlichkeit und Schmerzempfindlichkeit des eigenen Selbst wie auch des Gegenübers eine Ausdrucksform ex-zentrischer Positionalität. Andererseits berührt die Rede vom »Wahnsinnig oder Besinnungslos vor Schmerzen-Sein« nicht nur die Möglichkeiten der Selbstdarstellungen, sondern führt an die Grenzen der Sozialität.

Ich komme zum letzten Punkt, der Frage, welche Erklärungen es dafür geben kann, dass das Phänomen der Selbstverletzung in der Gegenwartsgesellschaft zunimmt.

5. Selbstverletzung in der Gegenwartsgesellschaft

Diejenigen, die ritzen, sich verbrennen oder quälen und dies als Ausdruck ihres Persönlichen, ihrer Lebensgeschichte, ihrer Sexualität verstehen, thematisieren die Konventionalität der Gesellschaft genau wie Menschen, die sich tätowieren oder kosmetischer Chirurgie unterziehen. Schmerz tritt immer dann auf, wenn die Konventionen gebrochen, erzwungen oder gezielt hergestellt werden. Ob der Schmerz erträglich, ethisch vertretbar und kollektiv akzeptiert wird, hängt weniger von dem Ausmaß des Schmerzes als von der Variabilität der gesellschaftlichen Konventionen ab. Die mit Schmerz verbundene Sicherheitsnadel in der Backe, die operativ vergrößerte Brust wie auch die regelmäßige Verstümmelung der eigenen Unterarme sind gewaltförmige kulturelle Konzeptualisierungen des Körpers.

Diese kulturellen Konzeptualisierungen des Körpers zeigen sich in der Verschränkung von »Verarbeitung« und »Konstruktion« des Schmerzes. Dies ist untrennbar von der Frage, wie Prozesse der Brechung, Entgrenzung und Auflösung von Körperlichkeit mit der Integrität der Person als gesellschaftlicher Norm zusammen gebracht werden, beispielsweise als Selbstverletzung psychiatrisiert werden, als Sterbe-

hilfe kriminalisiert und als Folter in Ausnahmesituationen legitimiert werden. Dies lässt erahnen, dass Schmerz nicht einfach gegeben, sondern als gesellschaftliche Definition des Schmerzes konflikthaft und mit Macht verquickt ist.⁴

Die Konflikthaftigkeit und Machtdimension der Konstruktionsprozesse von Körperlichkeit und Leiblichkeit hat Mary Douglas aus kulturwissenschaftlicher Perspektive beschrieben. Sie hat den Gedanken stark gemacht, dass in Zeiten von gesellschaftlichen Orientierungskrisen, wenn eine zentrale Idee oder kulturelle Konstruktion bei der Bevölkerung keinen Glauben mehr findet, entweder weil sie als Illusion enttarnt worden ist oder weil sie aus einem anderen Grund ihre Legitimation verloren hat, auf die »schiere Faktizität des menschlichen Leibes« zurückgegriffen wird (Douglas 1985: 12).

Dieses jahrhundertlang funktionale Deutungsmodell kann in der Gegenwartsgesellschaft nur noch eingeschränkt funktionieren. Die »schiere Faktizität des menschlichen Leibes« spielt angesichts der Entwicklungen im Bereich der Biomedizin, Gehirnforschung und Reproduktionstechnologie eine zunehmend geringere Rolle. Verbunden mit den neuen Technologien ist die Verringerung und Minimierung von körperlicher Substanz und Materialität. Die Debatte um den Begriff des »Lebens« wird am Beispiel von Zellkulturen in der Petrischale geführt oder wenn man an das Hirntodkonzept denkt, an Leibern, deren Lebendigkeit als ungewiss gelten kann.

Die gesellschaftlichen Möglichkeiten zur Substantiierung und Materialisierung von gesellschaftlich relevanten Fragen erscheinen derzeit eher gering und es ließe sich vermuten, dass im Gegenzug Individuen aufgefordert sind, Substitute für dieses gesellschaftliche Vakuum zu finden. Eine erhöhte Hinwendung zu einer materiellen Kultur, in der Körper als Waren gehandelt werden, sowie ein stark materiell ausgerichteter körperlicher Selbstaussdruck wären als mögliche Konsequenzen denkbar. Man könnte geneigt sein, Fitnesskult, Schönheitsoperationen, Kinderpornografie im Internet als Indizien einer solchen Entwicklung zu deuten.

Der damit verbundene Schmerz wird individuell erfahren und bleibt gesellschaftlich stumm.

Umgekehrt liegt in dem Ausdruck von Schmerz stets eine Möglichkeit, solche gesellschaftlichen Aneignungen und Verschmelzungen als gewalthafte Aneignungen zu erkennen. Die Empfindungsqualität des Schmerzes – zu denen seine unabweis-

4 Umgekehrt gibt es eine Macht körperlichen Schmerzes. So ist die Selbstverletzung der Ritzer kein Akt der Leugnung des Leibes, sondern eine Strategie, den Leib so sehr in den Vordergrund zu rücken, dass die Welt verschwindet. Die christlichen Asketen und die mittelalterliche Mystikerinnen haben dies so weit vorangetrieben, dass der Weg frei wird für das Eindringen einer außerweltlichen Kraft. Die Logik der Weltaustreibung mag erklären, wieso die Kreuzigung im Mittelpunkt der christlichen Religion steht und warum so viele primitive Riten ihren Höhepunkt in schmerzhaften Zeremonien haben.

bare Lebendigkeit, seine unbestreitbare Wirklichkeit oder »Gewissheit« gehört – sind, mit Plessner gesprochen, »vermittelte Unmittelbarkeit«. Sie können vom Körper fort auf andere Träger getragen werden, verweisen aber immer auf die leibliche Eigentätigkeit, auf – um es mit Plessner zu formulieren – Entäußerungen menschlicher Positionalität.

Schmerz ist so gesehen sowohl physisch als auch ein Verweis auf etwas Jenseitiges, Unbestimmbares oder Unverfügbares. Dass er deshalb im Rahmen jugendkultureller Praktiken eine wichtige Rolle spielt, müsste für den Gedanken der Jugendphase als Moratorium noch einmal genauer betrachtet werden. Aber das wäre ein weiteres Thema.

Literatur

- Featherstone, Mike (Hg.) (2000), *Body Modification*, »Body and Society«, Bd. 5, London.
- Scarry, Elaine (1992), *Der Körper im Schmerz. Die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur*, Frankfurt a.M.
- Graff, Harold/Mallin, Richard (1969), The Syndrom of Wrist Cutters, *American Journal of Psychiatry* 124, S. 36–42.
- Favazza, Armando R. (1996), *Bodies under Siege: self-Mutilation and Bodymodification*, Culture and Psychiatry, Baltimore.
- Strong, Marilee (2002), *A bright red scream. Self-mutilation and the language of pain*, London.
- van der Kolk, Bertil u.a. (1985), Inescapable Shock, Neurotransmitters, and Addiction to Trauma: Toward a Psychobiology of Post Traumatic Stress, *Biological Psychiatry*, Jg. 20, S. 314–325.
- Plessner, Helmut (1928/1975), *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, Berlin/New York.
- Douglas, Mary (1985), *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen zu Verunreinigung und Tabu*, Berlin.